

Clelia und die seltsamen Steine [Fortsetzung]

Autor(en): **Lendorff, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 4

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CLELIA

ROMAN VON GERTRUD LENDORFF

und die seltsamen Steine

18. Fortsetzung.

Nachdruck verboten

Wenn Clelia in ihren Sachen Ordnung machte, so zerrte sie zunächst einmal sämtliche Gegenstände aus den Schubladen und breitete sie aus. Der Verlust der Locke liess ihr keine Ruhe. Statt Briefe zu schreiben, begann sie ihre sämtlichen Habseligkeiten durcheinanderzuwerfen, so dass ihr Zimmer wie ein Schlachtfeld aussah. Und wieder wurde sie, wie am Morgen, als sie gerade im besten Zuge war, von Fräulein Glöckl herausgerufen.

„Es ist jemand da“, sagte diese leise.

Clelia warf einen bedauernden Blick auf ihre zerstreute Habe und flüsterte: „Ich komme sofort.“

„Die Dame wartet im Esszimmer“, bedeutete ihr Fräulein Angela.

Clelia lief hinüber. Auf dem Ecksofa, vor dem ein zehneckiger Tisch mit einer Filetdecke prangte, sass — bescheiden und wie von einem Winde hergeweht — Anna Schwarztuch. Sie erhob sich bei Clelias Eintritt rasch und reichte ihr die Hand.

„Sie können, Sie müssen mir helfen“, begann sie, und ihre Wangen röteten sich und wurden wieder blass. „Ich bin in einer entsetzlichen Lage. Ich soll verhaftet werden. Die alte Dame hat mich angezeigt. Seit drei Tagen ist mein Leben eine ununterbrochene Flucht vor der Polizei.“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Wenn Sie den Stein besitzen — ich kann mir zwar nicht denken, wie Sie in seinen Besitz gelangt sein sollten —, aber wenn Sie ihn besitzen, so flehe ich Sie an im Namen...“

Es war augenscheinlich: Hier befand sich ein Menschenkind in der grössten Notlage.

„Ich weiss bald keinen Ausweg mehr als den Tod...“

Clelia erbleichte. „Warten Sie, bitte, einen Augenblick“, sagte sie. „Ich komme sofort.“ Mit diesen Worten stürzte sie aus dem Zimmer und zu Alexanders Türe. Sie war so erregt, dass sie, ohne anzuklopfen, die Türe aufriess. Und die Erregung liess sie blind und taub sein gegen alles, denn sonst wäre sie durch das, was sie sah, zurückgehalten worden.

Auf Alexanders Sofa sass, bequem hingelagert und eine Zigarette im Munde, Thora Commenios und starrte sie verwundert an. Alexander war damit beschäftigt, eine Kaffeemaschine in Betrieb zu setzen. Auf einem Tisch standen blauweisse chinesische Tassen und ein Teller mit Konfekt.

„Bitte Alexander, kommen Sie rasch“, rief Clelia verstört. „Anna Schwarztuch ist im Esszimmer... sie wird sich das Leben nehmen, wenn...“

„Sie entschuldigen...“ Alexander verbeugte sich.

Thora Commenios sprang auf die Füsse. „Gewiss!“ Ihr Ton war eisigkalt. Ihre grünen Augen betrachteten Clelia voll Verachtung.

„Sie ist im Esszimmer“, wiederholte Clelia. Sie nahm sich gar nicht die Zeit, sich wegen Thoras Anwesenheit Gedanken zu machen. Das Wichtigste war, dass Alexander ihr folgte. Sie jagte den langen Korridor hinunter und öffnete die Speisezimmertür weit.

Anna Schwarztuch sass mit gesenktem Kopf auf dem Sofa. Sie sah langsam auf. Hinter Clelia erschien Alexanders Gesicht. Anna Schwarztuchs Augen weiteten sich in jähem Schrecken, sie fuhr in die Höhe, sah sich verzweifelt um und eilte gegen das offene Fenster. Alexander tat drei Schritte in derselben Richtung, wie um sie aufzuhalten. Anna nahm diesen Vorteil wahr, sie wandte sich um, riss Clelia beinahe zu Boden und entfloh in langen Sätzen zur Wohnungstür, die sie aufriss und hinter sich zuschlug.

Clelia und Alexander sahen sich an. „Sie wird in den Tod gehen!“ schrie Clelia verzweifelt.

„Sie geht nicht in den Tod“, sagte Alexander langsam. „Aber... zum Teufel, ich kann nicht herausbekommen, wo sie wohnt.“ Er drehte sich langsam um und ging in sein Zimmer zurück, wo Thora ärgerlich auf ihn wartete.

Clelia verzog sich eilig in ihr Zimmer und begann zu weinen. Sie sah immer noch Annas verzweifelter Gesicht vor sich. Sie beschuldigte sich, das Mädchen dadurch, dass sie Alexander herbeigeholt hatte, vielleicht zum Selbstmord getrieben zu haben, und sie zweifelte nicht daran, dass sich jetzt — infolge ihrer ungeschickten Handlungsweise — irgendwo eine Tragödie abspielte, die zu verhindern sie machtlos war. Sie versank in die trübsten Gedanken und fuhr ganz verwirrt auf, als an ihre Türe geklopft wurde und Alexander sich meldete, um sie abzuholen und zu Dr. Schneewind zu begleiten.

Ihr Zimmer sah geradezu schrecklich aus. Clelia erhob sich zögernd, entschloss sich dann, die Türe abzuschliessen und den Schlüssel mitzunehmen, damit weder Fräulein Angelas noch Fräulein Elfriedes Augen ihre Unordnung zu sehen bekämen, und zog Hut und Mantel an.

„Es ist nicht Thora, die Sie angerufen hat, um nach dem Stein zu fragen“, begann Alexander, als sie durch die Leopoldstrasse gingen. „Es war... irgendein anderer.“ Sie weiss überhaupt nichts von dem Stein. Das habe ich nun herausgebracht. Es fehlt kein Stein in ihrer Sammlung, oder vielmehr, wenn einer daraus fehlt, so hat sie ihn selber weggegeben... oder ausgeliehen... oder verkauft.“

Eben kam die Strassenbahn, aber sie war so besetzt, dass es nicht möglich war, ein Gespräch zu führen.

„Könnte es sein, dass Anna Schwarztuch Doktor Schneewinds Frau ist?“ fragte Clelia, nachdem sie ausgestiegen waren, und sie wiederholte alles, was Peterchen ihr vor dem Essen anvertraut hatte.

Alexander pfiff durch die Zähne.

„Vielleicht muss sie wirklich für sich und ein Kind sorgen und wollte deshalb Geld von ihm haben“, fuhr Clelia erregt fort.

„Ich habe die Frau und den kleinen Jungen gesehen“, antwortete Alexander langsam. „Er ist sehr hübsch, mit blonden Haaren und blauen Augen. Er sieht aus wie ein junger Gott. Er heisst aber nicht Arthur, er heisst Wilhelm.“

Er schwieg jählings, als hätte er schon zuviel gesagt. Sie standen nun vor dem Hause, in dem Dr. Schneewind wohnte. „Ich warte hier“, versprach er. „Haben Sie Vertrauen.“

Clelia nickte bedrückt und stieg die Treppen hinauf, während er in die Konditorei trat, die auf der andern Seite der Strasse lag.

Ds Läbe macht fälte ne Kompromiß

Hesch öppis, wo di arg scheniert
U di natürliche ambetiert,
So gib dr Müeh, daß d'nid dra dänksch,
D'Gedanke vo der Sach ablänksch.

Wil meischtens nüt chasch ändre dra
U muesch zum Erger ds Gschpött no ha,
Denn ds Läbe git eim mänge Schmiß
U fälte macht's e Kompromiß.

LYDY MÜHLBERG-ROHR

Achtzehntes Kapitel *Clelia und die Höhlen von Ajanta*

Dr. Schneewind öffnete ihr eigenhändig. Er half ihr beim Ablegen des Mantels und war von so ausgesuchter Höflichkeit, dass es ihr aufgefallen wäre, wenn sie nicht so erregt gewesen wäre.

In seinem Zimmer war ein Teetisch gedeckt. Auf dem Schreibtisch stand ein elektrischer Kocher, der ganze Dampf Wolken ausströmte. Dr. Schneewind beeilte sich, den Stecker aus der Dose zu ziehen und das kochende Wasser in die Kanne zu giessen. Clelia nahm mittlerweile in einem der gotischen Stühle Platz.

„Ich habe das ganze Bildermaterial bereitgelegt“, sagte Dr. Schneewind und wies auf einen kleineren Tisch im Hintergrund, auf dem Bücher und Mappen lagen. „Aber zuvor gönnen wir uns eine gemütliche Plauderstunde. Ich will doch meine neue Schülerin auch menschlich kennenlernen.“

Clelia senkte den Blick.

„Nun, Sie sind ja heute ganz verschüchtert? Ich habe Sie etwas anders in Erinnerung.“

„Vielleicht habe ich mich seither wirklich verändert“, erwiderte Clelia grüblerisch.

„In vierzehn Tagen kann sich doch nicht viel verändert haben. Oder doch?“

Er goss ihr Tee in die Tasse. „Stark oder schwach?“

„Danke...“

Sie griff zerstreut nach Zucker und Sahnetöpfchen.

„Ich hatte einmal einen Freund“, begann sie plötzlich unvermittelt, denn ihr Blick war auf das Köpfchen des griechischen Knaben gefallen. „Er hiess Wocke Imfeld. Er war Bildhauer und hat eine wundervolle Nachbildung einer griechischen Statue gemacht, fast als Knabe noch. Er musste dann ins Feld und wurde als vermisst gemeldet. Er hat mir anvertraut, dass er seine Werke mit einem besonderen Zeichen signiert. Sehen Sie“, sie stand auf und nahm das Köpfchen in die Hand, „es ist dasselbe Zeichen wie hier unter der Haarlocke...“ Sie schwieg bestürzt. Das Zeichen fehlte. Statt dessen waren die Spuren eines Meissels sichtbar.

„Man hat es entfernt“, sagte Clelia leise und setzte sich wieder auf ihren Stuhl.

„Es ist zum Verrücktwerden, einfach zum Verrücktwerden!“, gestand sie. „Ich fand das Zeichen auf dem Köpfchen in der Vitrine von Thora Commenios und auf dem Kuros, den Mister Ross kaufte, und hier... Und ich

war wie in einem Glücksrausch, weil ich mir sagte: Wocke Imfeld lebt. Aber seitdem bin ich ihm um keinen Schritt näher gekommen. Statt dessen kam die ganze Quälerei mit dem Stein. Und nun hat man das Zeichen entfernt, und...“ Sie war so sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, dass sie nicht sah, wie blass Dr. Schneewind geworden war.

„Mit welchem Stein?“ fragte er atemlos.

„Es war eine Krankenschwester in Ihrer Vorlesung“, sagte sie. „Sie heisst Anna, Anna Schwarztuch. Sie sass an einem Abend vor mir im Kino und verlor ein Päckchen. Es war ein mykenischer Siegelstein darin. Ich tat alles, um sie wieder aufzufinden, und Alexander half mir dabei, aber...“, sie stockte, irgendein Instinkt warnte sie, weiterzugehen, „aber... jedesmal, wenn es uns fast gelingt, sie zu erreichen, verschwindet sie. Nun sagt Alexander, dass sie mit Ihnen bekannt sei. Dass er sie im Kaffeehaus im Gespräch mit Ihnen sah. Können Sie uns nicht helfen? Man muss ihr doch den Stein zurückgeben. Und wenn er auch gestohlen ist, so gehört er trotzdem nicht mir...“

Dr. Schneewind lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Er sah um Jahre gealtert aus.

„Wieso sollte ich Ihnen Auskunft erteilen können?“ fragte er langsam, als ob er etwas Auswendiggelerntes hersagte. „Warum soll ich das?“

„Ich weiss nicht weiter“, sagte Clelia traurig und führte ihre Tasse zum Munde. „Ich möchte Wocke Imfeld finden, weil er mein Freund ist, und ich möchte den Stein zurückgeben, weil er nicht mir gehört, und ich finde es scheusslich, dass man Mister Ross, Alexanders Vater, mit einer gefälschten Statue hineingelegt hat, und ich möchte Wocke zu seinem Recht verhelfen, und ich... ich...“

„Sie können nicht allen armen Teufeln auf dieser Welt helfen“, sagte Dr. Schneewind hart. „Sie geraten sonst nur in lauter Ungelegenheiten. Woher wissen Sie überhaupt, dass Ihr... Wilhelm... nein, Wocke Imfeld, wie sie ihn nennen, verdient, dass Sie sich um ihn sorgen?“

Sie wurde rot. „Wocke Imfeld ist kein Schuft und kein Fälscher“, antwortete sie langsam. „Er mag tot oder lebendig sein — es ist ein Unrecht, wenn man seine Werke als echt ausgibt und sie an Museen oder Kunstsammler verkauft. Es ist sehr schlimm für Mister Ross, aber es ist noch viel schlimmer, wenn man Wockes Talent auf diese Weise missbraucht...“

Sie runzelte die Stirne. „Mein Onkel hat immer erwartet, dass Wockes erster Kuros einmal in einem amerikanischen Museum auftauchen wird. Wir haben in diesem Falle auch Beweise, um die Fälschung aufzuklären. Dass weitere Werke mit Wockes Zeichen auftauchen würden, haben wir allerdings nicht erwartet. Aber das sage ich Ihnen, wir werden nicht ruhen, bis wir die Wahrheit herausgefunden haben, denn Wockes Talent darf nicht derart in den Schmutz gezogen werden.“

Dr. Schneewind lachte schrill und scharf. „Sie sind eine Idealistin“, unterbrach er sie. Dann erhob er sich und ging im Zimmer auf und ab. „Bitte, nehmen Sie noch etwas Kuchen... Das passt besser für Sie...“

„Ja“, sagte Clelia dumpf, und ein ungeheurer Zorn stieg in ihr auf. „Ja, Sie behandeln mich auf die gleiche Weise wie Napoleon die Königin Luise.“ Sie verstellte die Stimme. „Nehmen Sie ein Rose. Für Damen sind Blumen. So ähnlich hat er zu ihr gesprochen, damals, als sie für ihr Land eintrat...“

Dr. Schneewind blieb stehen und sah sie an. Sie erschrak. Sein Gesicht war verzerrt und uralte. Sie erkannte ihn beinahe nicht mehr.

(Fortsetzung folgt)

Pelze

W. TANNER, Kürschner, Spitalgasse 30, I. Stock
BERN, Telefon 2 24 73